Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 73 (1986)

Heft: 3: Von der Wiese, die kein Platz werden will = Sur la prairie qui ne veut pas devenir place = The meadow that refuses to become a square

Artikel: "Ein Zeichen will ich setzen" : Wettbewerb "Bellevue", Zürich, 1986 : aus dem Jurybericht

Autor: Förderer, Walter M. / Landolt, Emil / Paillard, Claude

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-55447

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Ein Zeichen will ich setzen»

Wettbewerb «Bellevue», Zürich, 1986. Aus dem Jurybericht

Am 18. bis 25. Mai 1961 tagte ein Preisgericht in der Turnhalle An der Egg in Zürich-Wollishofen, um Entwürfe für ein neues Stadttheater zu beurteilen. Fast 25 Jahre später, an Weihnachten 1985, folgten einige der nun sehr erfahrenen Stadterneuerer einer Einladung junger Juroren, um die Zukunft des Bellevues zu deuten. Architekten unter ihnen, die sich schon in den 60er Jahren mit der Zukunft befasst haben, brachten Projekte für das Bellevue mit. Ein Teil der Jury war nämlich der Meinung, dass neue Ideen dringendst diskutiert werden müssen, weil das kürzlich eröffnete neue, alte Opernhaus *nur* betriebstüchtig sei und deshalb abgebrochen werden müsse. Die Veranstaltung fand im Keller des City-Hallenbades statt und stellte das Thema: Eine Stadt sucht eine Idee (... nachdem, ergänzte der Jury-Vorsitzende, alle Stadt-Visagisten verurteilt wurden). Ausnahmsweise durften wir Auszüge aus der geheimen Jury-Diskussion publizieren. Da sie ziemlich chaotisch verlief und persönliche Beleidigungen nicht vermieden wurden, haben wir das Gespräch angemessen redigiert.

Concours «Bellevue», Zurich, 1986. Extrait du rapport du jury

Du 18 au 25 mai 1961, un jury s'est réuni dans la salle de gymnastique «An der Egg» à Zurich-Wollishofen, afin de juger les projets pour un nouveau théâtre. Presque 25 ans après, à Noël 1985, quelques spécialistes de la rénovation urbaine, maintenant très expérimentés, acceptaient l'invitation de membres du jury plus jeunes pour venir donner leur avis sur l'avenir de Bellevue. Parmi eux, des architectes, qui déjà lors des années 60 s'étaient préoccupés de cet avenir, amenèrent leurs projets. Une partie du jury pensait en effet qu'il était urgent de discuter des idées nouvelles car l'ancien opéra nouvellement récouvert se borne *seulement* à fonctionner et devrait donc être démoli. La manifestation se déroula dans la cave du «City-Hallenbad» avec pour thème: Une ville cherche une idée (... après que ses assassins aient été déjà démasqués, compléta le président du jury). Exceptionnellement, nous avons obtenu l'autorisation de publier des extraits du débat secret du jury. Etant donné qu'il fut assez chaotique et que les offenses personnelles n'y manquèrent pas, nous présentons l'article sous une forme décente.

"Bellevue" competition, Zurich, 1986. From the report of the jury

From May 18 to 25, 1961 a prize jury convened in the "An der Egg" gymnasium in Zurich-Wollishofen in order to judge projects for a new Municipal Theatre. Nearly 25 years later, at Christmas 1985, a number of the now very experienced urban renewers followed an invitation issued by young members of the jury to interpret the future of Bellevue Square. Architects among them, who had already concerned themselves in the 60s with the future brought projects for Bellevue Square along with them. Part of the jury was of the opinion that new ideas would simply have to be discussed, because the recently opened new, old Opera House was *only* fit for operation and therefore would have to be pulled down. The event took place in the basement of the Central Municipal Baths, and the theme was this: A city seeks a constructive idea (... now that its murderer has already been found). The latter was interpolated by the Chairman of the Jury. By way of exception, we have been permitted to publish excerpts from the secret deliberations of the jury. Since they were rather chaotic and personal insults inevitably crept in, we have edited the material so that it is decent enough to appear in print.

Jury: Walter M. Förderer, Emil Landolt (Alt-Stadtpräsident), Claude Paillard, Hans Rudolf Rüegg (Stadtbaumeister), Felix Schwarz, Redaktion «Werk, Bauen und Wohnen».

Ein Städter, der heute am Bellevue steht, wird sich nach einer richtigen Stadt sehnen. Am einstigen Ort der tausendundein Begebenheiten scheint nur noch ein Ereignis stattzufinden: «Boutiquismus». Das Odeon, das Hotel Urban, das Corso sind als Schmelztiegel einer öffentlichen Sphäre verschwunden. Dieser städtische Ort hält nicht mehr sein Versprechen – er ist nur noch Durchgangsraum. Macht Sie die soziale Verarmung der Stadt betroffen – ist sie ein städtebauliches und architektonisches Thema?

Förderer: Ihre Frage lässt keinen Ausweg offen. Als bald Sechzigjährigen führt sie mich zum Eingeständnis: ich bin mit Hinblick auf die jüngere Vergangenheit etwas klüger geworden, aber nicht für die heute anfallende Zukunft. Ich bin mit mir befangen und kann nur aus meinem eigenen Menschsein heraus das mir Bestmögliche leisten in der Hoffnung, dass es über meine Gegenwart hinaus Bestand haben wird. Die soziale Verarmung der Stadt ist nicht zu leugnen; ich meine aber, sie sei alleine mit städtebaulicher und architektonischer Leistung nicht aufzuhalten. Diese können dazu nur Hilfestellung bedeuten – im Rahmen einer komplexen kulturpolitischen Sicht und Anstrengung. Die Anstrengung ist nicht neu – aber die komplexe Sicht. Zu dieser brauchte es die Ereignisse, die «bewusstseinsbildend» wurden, aber leider auch nur so weit, als man – nach den sechziger und frühen siebziger Jahren – besser wusste, dass man gegen die offizielle Kulturpolitik sein musste, damit keine «gefährlich neue» Luft entsteht und gar zu einem Wind werden könnte. Das Ergebnis im politischen Raum kennen wir und auch die restaurative «gefreute» gebaute Frucht. Mit Gewissheit kann ich sagen, dass weder mit der restaurativen Frucht die beklagte soziale Verarmung der Stadt aufzuhalten ist, noch dass sie mit der Ausführung des Entwurfs von Dunkel aufzuhalten wäre; auch nicht mit einer Ausführung meines Entwurfs. Aber, davon bin ich überzeugt, mit dem Bau meines Entwurfs würde ein Anstoss zu anderen kulturpolitischen Überlegungen geschaffen, die vielleicht eine weniger re-

staurative, ja repressiv-konservative Reaktion auf die im Gefolge der Sechziger- und Siebziger-Jahre-Ereignisse auch in Zürich vernehmbar gewordenen «Aufbruchstimmungen» ermöglicht hat.

Welche Idee haben Sie?

Förderer: Zwischen dem eigentlich städtischen Platz, dem permanenten Verkehrsdurcheinander unterhalb der Rämistrasse und der grossen Wiese, die bis vor das Theater reicht, soll ein gewichtiger, hoher Bau zu stehen kommen, dessen Nutzung ich noch überlegen muss. Der hohe Bau soll als ein von mir geschaffenes, also passendes Gegenüber zu meinem neuen Theater wirken und mit diesem zusammen eine wohlproportionierte und ausdrucksstarke Fassung der Wiese ergeben. Und damit soll bewirkt werden, dass die Wiese als ein bewusst mit dem Seeufer und dem See zusammenwirkender Freiraum gestaltet und so zu einem eigenartigen Stadtraum wird, der für die Zürcher einzigartig und von den Auswärtigen als für Zürich «bezeichnend» empfunden und aufgesucht wird.

Sie schlagen also vor, den gesamten Opernhauskomplex abzubrechen, auch das alte Stadttheater?

Förderer: Mit den verzierten Kisten, als die mir der bestehende «Theaterbau» und die andern eklektischen Klittereien des 19. Jahrhunderts rings um das Bellevue vorkommen, ist dieser Stadtraum nicht zu erreichen. Es muss mit dem hohen Bau und mit meinem Theater je ein Gebilde geschaffen werden, das räumlich-plastisch wirkt und sich klar absetzt von den bestehenden eklektizistischen Machwerken und auch von der dünnen Dürftigkeit, wie sie mit Neubauten am Bellevue entstanden sind. Mein Gebilde muss andere Zeichen setzen. Ja, Zeichen setzen will ich mit meinem hohen Bau und mit meinem Theater, so dass die beiden nicht nur einen gültigen Rahmen für den erwähnten Stadtpark abgeben, sondern richtige Grenzsteine setzen zwischen meiner neuen Stadträumlichkeit und den «geschichtlich aufgemotzten» Scheusslichkeiten sowie den dünnscheisserisch modernistischen Bauten, die alle zusammen nur gerade Strassenräume zu flankieren vermögen und die ohne jede räumlich-plastisch wirksame Ausstrahlung sind.

Nehmen Ihre Neubauten keine Rücksicht auf das bestehende Stadtmuster am Bellevue?

Förderer: Meine Bauten sollen zu mehr als blossen Strassengrenzen werden, sie sollen zu neuen Erlebnisräumen verhelfen, die der heutigen Bedeutung des Bellevues mit «Stadtrand-Zentrumsfunktion» gerecht werden können. Ich will, dass meine Bauten, der hohe Bau und das Theater, je um sich herum und zwischen sich solche Räume als Notwendigkeiten suggerieren und damit vielleicht für kommende Kollegen, die die Umgebung einmal erneuern, zu solchen Raumbildungen stimulierende Ansätze sind. Meine Bauten müssen Zeichen setzen, als neue Mitte zum Aufruf werden zu einer räumlich bedachten Gesamterneuerung. Ich denke da auch an die heutige Hinterseiten-Situation des bestehenden Theaters. Mit dem neuen Theater sollte hier zu mehr als bloss zu einer Strassensituation angeregt werden.

Das Theater selbst, welche Funktionen wird es übernehmen?

Förderer: Es sollte ein Theaterraum entstehen, der ebenso für künftige wie für die alten Stücke gültige Aufführungen ermöglicht. Aber ich fühle, dass meine bisherigen Auseinandersetzungen mit Theaterproblemen und -perspektiven ungenügend sind, um diesem Anspruch zu genügen. Ich kann meinen in mir keimenden Zweifel an den traditionellen Programmen nicht veranschaulichen. Das ärgert mich. Ich muss mich zu sehr darauf konzentrieren, wenigstens räumlich-plastisch für das Städteräumliche «wahr» zu entwerfen und kann für das Innere nicht Entsprechendes leisten in der vorgegebenen Wettbewerbszeit.

Wir können Ihnen eine Lehrzeit von einem Jahr gewähren, damit Sie Ihr Projekt vervollständigen können. Allerdings muss die Jury Sie, das heisst Ihre Idee für das Theaterprogramm, unterstützen wollen. Können Sie Ihre Absichten präzisieren?

Förderer: Für den Fall, dass wider Erwarten nicht eine der dünnscheisserischen Geläufigkeiten von den sattsam bekannten Architekturrezeptisten gewinnt, sondern ich, will ich mich an ein Pflichtenheft für den Fall der Fälle halten: Mein Theater muss mehr sein als eine Aufführungsstätte, es soll an sich ein Kunstwerk sein, ein Gebilde von hoher Zwecklosigkeit, in dem auch Theater gespielt werden kann, aber nicht nur. Es soll Abfolgen von Räumen zeigen, die auch je für sich so stark wirken, dass die darin zu erfahrenden Raumerlebnisse um ihrer selbst willen von den Hunderttausenden Miets- oder Einfamilienhausschachtelbewohnern aufgesucht werden – als Orte eben zu besonderen eigenartigen Raumerlebnissen. Als öffentlicher Bau muss er dies leisten – für alle, ohne Eintrittsgeld! Sonst sind die Wohnschachtelbewohner nicht «Träger der öffentlichen Kulturpolitik», wie es in einer neulichen Verlautbarung (in Basel) geheissen hat, sondern bloss Bezuschusser der etlichen tausend, die Theater sehen wollen (und auch sollen) und Eintritt zahlen können. Mit öffentlichem Bauen muss veranschaulicht werden, was baukünstlerisch aus unserer Zeit heraus zu leisten möglich ist – alles das, was ein Privater nicht im gleichen Masse zu leisten vermag. Mit der gleichen Absicht, deretwegen der Öffentlichkeit in Museen Bilder und Plastiken vor Augen gestellt werden, sollte auch öffentliches Bauen betrieben werden. Ein Theaterneubau mit seinen vielfältigen Raumfolgen könnte in diesem Sinne vom profansten bis zum hehrsten Raum baukünstlerisch vielfältige Erlebnisse vor die Augen der Öffentlichkeit bringen wie kaum ein anderer öffentlicher Bau. Ja, mein Theaterneubau müsste aussen und innen zeigen, was Baukunst heute ist und vermag!

Herr Schwarz, das Bellevue zeigt exemplarisch den städtebaulichen Verfall einer öffentlichen Sphäre. Ist die Privatisierung und Intimisierung der Stadt aufzuhalten, oder ist der Städter ausgestorben? Welche Rolle spielt der Begriff Öffentlichkeit in Ihrem Projekt?

Schwarz: Öffentlichkeit hat – leider, und das blieb, trotz 1968 und 1980,

trotz Zürcher Manifest und autonomem Jugendzentrum, um nur an die lokalen Ereignisse zu erinnern, bis heute unverändert – kein politisches Mark. Sie meint Optimierung des Freizeitwertes des Bellevueraumes, Darstellung einer auf Konsum gerichteten Kulturhaltung. Dieser Raum war nie ein städtischer Platz, sondern die Festwiese vor den Toren. Sie stellt das Thema, wie ihr Rahmen aufpoliert werden kann; keine revolutionären Veränderungen, sondern ein Ersatz des Verbrauchten. Im Slang: Stadtreparatur. Mit zeitgenössischen Mitteln natürlich und nicht mit aufgemotztem Historismus. Naiv? – Mag sein.

Ist es aber so falsch, den Festraum einer Stadt mit einem Bau der Kultur zu zieren? Das taten schliesslich auch Hellmer und Fellner, deren Theater – zwar für die Stadt XY und nicht für diesen Ort entworfen – gebührende Distanz zwischen Stadt und Neuquartier markierte. Dass die formale und örtliche Nachbarschaft zu den Seefeld- und Zürichbergvillen das Bonmot «Die herrschende Kunst ist die Kunst der Herrschenden» illustriert, sei nur «historisch» vermerkt.

Zitieren Sie Marx, wenn auch verkürzt, um zu beweisen, dass man das Bellevue so lassen muss, wie es ist?

Schwarz: Dann hätte der nostalgische Zeitgeist, was ihm frommt: einen denkmalgepflegten Zwitter, Historismus, der, aufgewärmt, eben nicht wie Witwe Boltes Sauerkraut besser schmeckt, sondern schlicht abgestanden.

Im 19. Jahrhundert gelang es immerhin noch einigen Städten mit architektonischen und städtebaulichen Mitteln, Öffentlichkeit herzustellen. Für die Moderne dann war der öffentliche Raum kein Thema mehr. Haben Sie eine Idee für den öffentlichen Raum in der Gegenwart?

Schwarz: Der öffentliche Raum wurde vor 20 Jahren nicht negiert, eher offener interpretiert als heute, er war weniger belastet mit Vorurteilen.

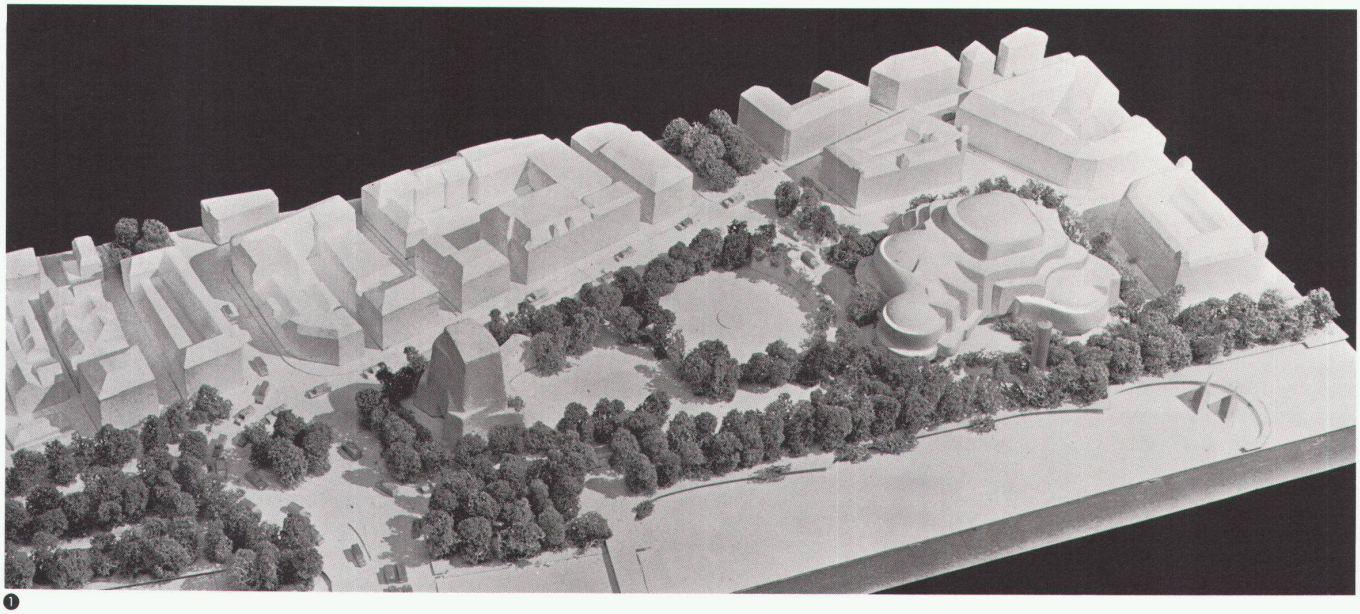
Zu frisch waren die Erfahrungen mit formal geschlossenen Entwürfen «neuer Städte», hinter deren Güte sich autoritäre Gewalt versteckte. Die wirklich gebauten neuen Städte mit «alten» Modellherzen, Pomezia, Aprilia, Sabaudia, Fertilia, sie setzten die Diktatur voraus, einen Herrn und seine Gefügigen, in Italien allerdings gute Architekten.

Den öffentlichen Raum schafft sich die Öffentlichkeit selbst. Am Bellevue liess sie ihn leer. Und wenn sie will, füllt sie ihn ohne die Dienste der Gestalter.

Na, das klingt ja nach einer Tonbandaufzeichnung vom 8. CIAM in London. Solches wurde damals behauptet,

❶
«Valeurs», Architekten: Förderer, Otto, Zwimpfer (Wettbewerb 1961: 3. Ankauf) / Concours 1961: achat, 3ème rang / Competition 1961: 3rd purchase

❷
«Ton I», Architekten: Schwarz & Gutmann (Wettbewerb 1961: 2. Preis) / Concours 1961: 2ème prix / Competition 1961: 2nd Prize



❶

später aber kritisiert. Öffentlichkeit entsteht – siehe Alexander, Lynch, Sennet u.a. – eben nicht aus sich selbst. Der Griff nach dem neusten Modekleid schafft noch keine Öffentlichkeit, und ein Platz, der nur ein Warentheater und einen Kartoffelacker anbietet, lässt sich eben nicht mit Öffentlichkeit füllen. Der Städter kann sich nicht etwas aneignen, das nicht existiert. Öffentliche Orte waren in der Geschichte nicht nur Selbstdarstellungsräume der Herrschenden, es waren auch Orte der «res publicae», Orte, wo politische und kulturelle Angelegenheiten verhandelt wurden. Was an diesen historischen Überlieferungen heute gültig ist, ist eine andere Frage: Was macht den Unterschied aus zwischen musealem und gegenwartsbezogenem Geschichtsbewusstsein? Jedenfalls haben wir in Pomezia nicht den König von Italien angetroffen.

Schwarz: Urban, Corso, Odeon und, nicht zu vergessen, das Rabenhaus, sie waren die Zentren des Informationsmarktes, die Börsenringe der Zürcher Kultur, Treffpunkte von Kunst und Wirtschaft. Aber sind sie verschwunden oder entwertet, weil «die Stadt ihr Versprechen» nicht hält? Es könnten ja auch die Städter sein, die sich verweigern. Und es sind ganz sicher die Grundbesitzer, denen eine höhere Grundrente wichtiger ist als die «res publicae». (Als wir das Schauspielhaus umbauten und im Restaurant eine Zeitungsecke vorschlugen mit «Daily Mail», «Canard enchaîné», «Unità» und andern, wurden wir belehrt, dass das Mövenpickdesign für rassigen Umsatz entwickelt sei und nicht für Kellersche Musse.)

Und wer mag es den geplagten Besitzern verargen, wenn sie ihre «wünschbaren Entwürfe menschlicher Lebensformen» verwirklichen? Der Kapitalverwertungszwang unserer Konsumgesellschaft ist als lustvolles Monopoly aufgezogen, das wir alle mitspielen.

Auch Brecht war dazu verurteilt, wie er sagte, innerhalb der Produktionsbedingungen zu arbeiten. Wir nehmen an, dass Ihr Projekt den Zwiespalt zum Ausdruck bringt, der sich zwischen der Resistenz und der Anpassung der Architektur öffnet. Zunächst die Frage: Passt Ihr Projekt nicht eher in die 60er Jahre?

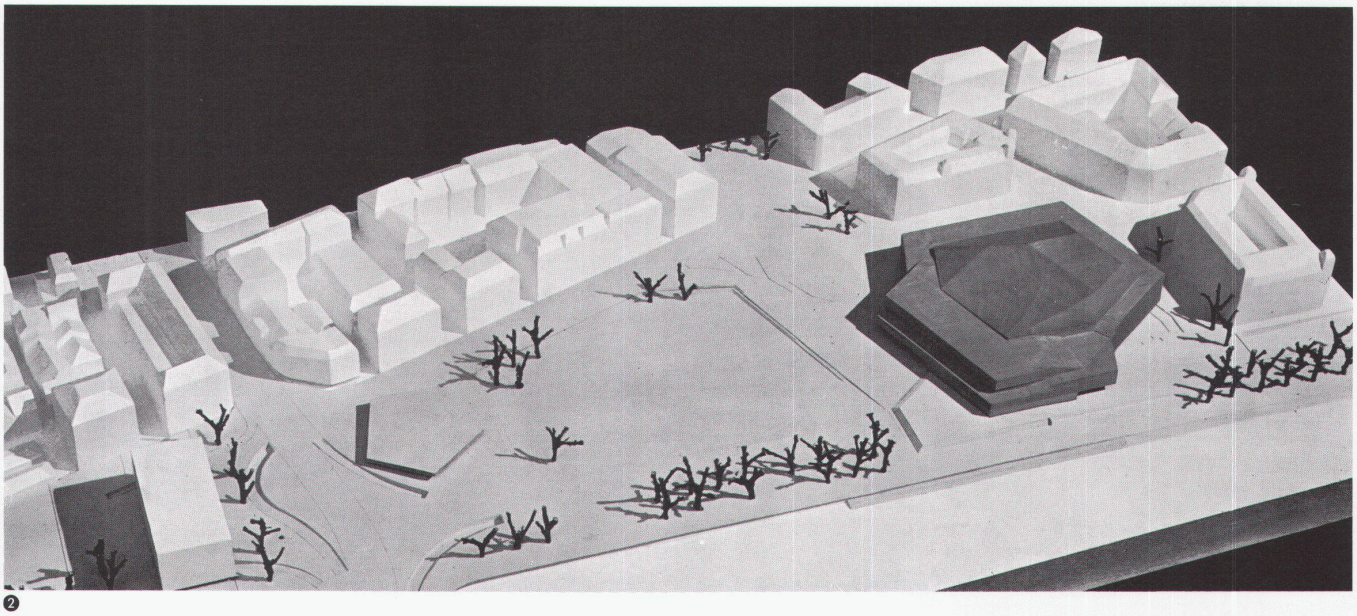
Schwarz: Damals fand ein erfolgloser Wettbewerb für ein neues Operncenter statt. Wäre eines der Projekte realisiert worden, dann hätte es vielleicht den Veränderungsprozess beschleunigt. Aber heute, 25 Jahre später, wäre es schon ein schützenswertes Denkmal aus der guten alten Zeit.

Dann haben wir also noch einmal Glück gehabt? Oder wurde die Gelegenheit versäumt, ein besseres Denkmal zu entwerfen, als es Hellmer und Fellner uns aus der Jahrhundertwende hinterlassen haben?

Schwarz: Der Umbau des alten Opernhauses mit seinen nötigen Nebenbauten ist Zeuge für falsches oder fehlendes Geschichtsbewusstsein. Zeuge für eine Kultur, die mit dem Rücken zur Zukunft steht und deshalb auch nicht konstruktiv auf sie wirken kann. Zeuge für unsere Impotenz, Zeuge für den Mief, der heute auf unserer Kultur lastet. Das Resultat dem Architekten anzulasten wäre gemein. Wir alle sind stille oder aktive Mitmacher am Ruin.

Solches kann man Ihrem Projekt nicht vorwerfen. Blickt es in die Zukunft?

Schwarz: Wir haben uns folgendes überlegt: Der Standort des Theaters ist städtebaulich durch einen Gegensatz charakterisiert: der weiten Offenheit von Bellevue, Sechseläutenplatz und Seebekken stehen die geschlossenen Häuserfronten von Falken-, Schiller- und Theaterstrasse gegenüber. Wir haben versucht, diese Dualität in der kubischen Erscheinung zum Ausdruck zu bringen. Die polygonale Umrisslinie löst den niedrigen Baukörper (Traufe 14 m) von der Platzwand (Traufe 20 m) und verbindet ihn mit der Weiträumigkeit von Seebecken



❷

und Bellevueplatz. Sechseläutenplatz und Seepromenade steigen terrassenartig zum Theater an bis zum begehbaren Dach. Der Bau ist eine Art Zuschauergalerie zum Sechseläutenplatz, der sich als leicht vertieftes Becken zum See öffnet. Diese Fest-Arena hat auf dem Dach des neuen Hauses ihr Pendant: ein intimes Freilicht-Theater mit der Alpenkette und dem See als Hintergrund.

Herr Stadtpräsident, gefallen Ihnen die vorgestellten Projekte?

Landolt: Ich habe nicht alle Fragen verstanden, die Sie gestellt haben. Aber, wenn ich mich nicht täusche, sehen alle Projekte mehr Sitzplätze vor und eine bessere Sicht auf die Bühne. Die Opernhausbesucher haben sich nämlich beklagt, dass der Zuschauerraum viel zu klein sei, und von zahlreichen Sitzplätzen aus sieht man fast nichts. Ich habe nur eine Bedingung, die auch die Verwaltungsbehörden stellen: der Neubau darf nicht ad calendas graecas auf den Sechseläutenplatz verschoben werden. Und persönlich bin ich gegen das Projekt Dunkel.

Sie sind also einverstanden mit einem Neubau, auch wenn wir dabei auf ein Nierentisch-Styling zurückgreifen müssen?

Landolt: Was heisst denn das?

Das ist ein Tisch mit der Form einer Niere, der vor 25 Jahre in Mode war. Manche Architekten haben auch Opernhäuser den Formen innerer Organe nachgebildet. Das galt damals als «humane» Architektur.

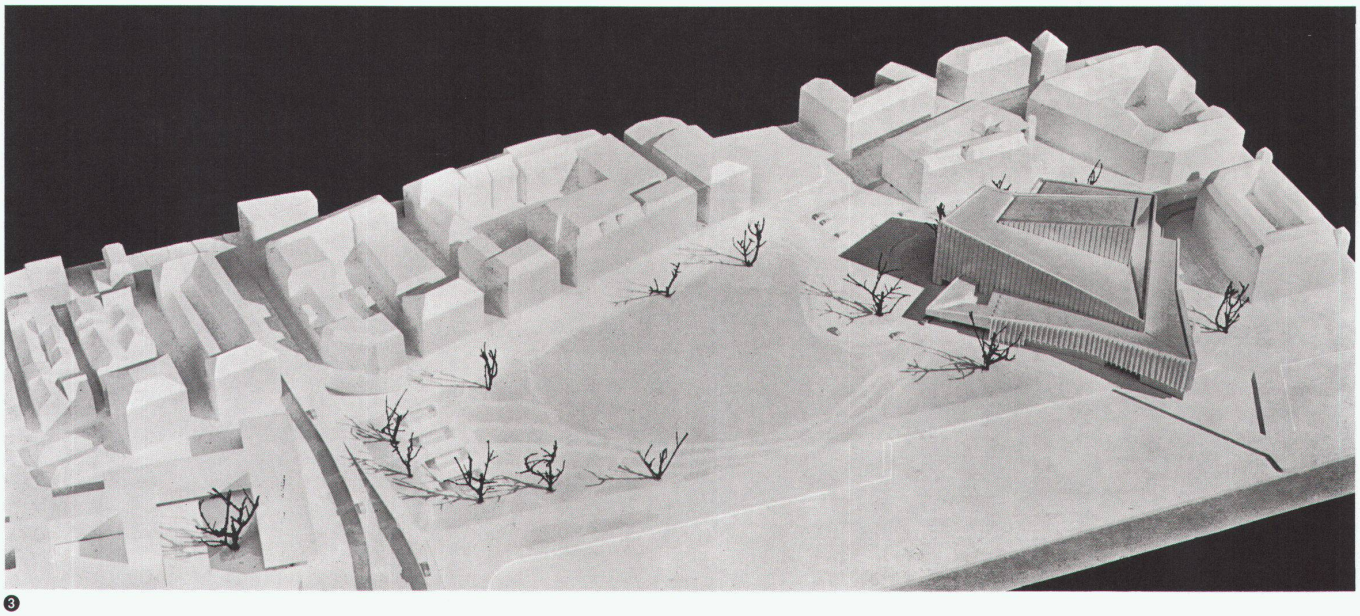
Landolt: Aha.

Herr Rüegg, gefällt Ihnen das Bellevue, so wie es heute ist?

Rüegg: Ich habe Anfang 1965 im Büro Dunkel an einem Projekt für das Bellevue mitgearbeitet. Ich habe eine Verbindung vom Corso bis zum See gezeichnet, die Wiese um etwa 1,5 m angehoben und die Bellerivestrasse gesenkt. Heute bin ich der Ansicht, dass die Realisierung dieses Projektes den Platz verschlechtert hätte. Es wäre ein «verstellter» Platz geworden, der See wäre nicht näher an die Stadt gekommen. Wenn wir von utopischen Ideen für Verbesserungen des Bellevues sprechen, wäre nach meiner Meinung eine Unterführung des Verkehrs anstelle der Quaibrücke sinnvoller, eine Lösung, die damals ebenfalls erwogen wurde. So würde der See wieder stärker mit der Stadt verbunden. Das Übel am Bellevue ist der Verkehr, der das Bellevue umbrandet. Aber alle Versuche, entsprechende Verbesserungen zu erreichen, sind gescheitert. Auch der Freiraum des Bellevues scheint heute un-

❸
«Domino», Architekt: W. Dunkel (Wettbewerb 1961: 1. Preis) / Concours 1961: 1er prix / Competition 1961: 1st Prize

❹
«Mohr», Architekten: Robert Frei, Christian Hunziker, Jakob Hunziker, François Cuenod, Genf (Wettbewerb 1961: 2. Ankauf) / Concours 1961: achat 2ème / Competition 1961: 2nd purchase



❸

antastbar. Hingegen könnten die ihn flankierenden Häuserreihen verbessert werden. Die S-Bahn wird rund doppelt so viele Leute wie heute an das Bellevue heranführen – dies wird Folgen haben: neue Nutzungen werden voraussichtlich dazu führen, dass der Platz in die Seitenstrassen ausufern wird.

Es wird also noch ein grösseres Warentheater entstehen. Was tun Sie dafür oder dagegen?

Rüegg: Das kann eine Gelegenheit sein, den Stadelhoferplatz zu verschönern, mit behutsamen Mitteln selbstverständlich. Eventuell kann auch die Verbindung zum Bellevue und zum See verbessert werden.

Wäre es auch denkbar, einen anderen städtebaulichen Auftrag zu definieren, der der monofunktionellen Entwicklung des Bellevues zu einem einzigen Shopping-Center entgegensteuert?

Rüegg: Die Warenhäuser sind voll. Offenbar entsprechen sie einem Bedürfnis. Die Treffpunkte, die öffentlichen Orte der Begegnung, die früher zweifellos verbreiteter waren, wollen die Städter heute vielleicht gar nicht mehr – entspringt der Wunsch nach solchen Einrichtungen vielleicht einer sozialromantischen Vorstellung?

Welchem Bedürfnis entspringt die Kommerzialisierung der Stadt? Es stellt sich wohl eher die Frage, wem die Stadt gehören soll. Und ein nur ökonomisch funktionierender Ort wie das Bellevue funktioniert als städtischer Ort eben nicht. Das ist auch eine Erfahrung des Städtebaus der letzten 50 Jahre: Als Stadt funktioniert die Stadt, wenn sie nicht funktioniert.

Rüegg: Immerhin hat das Bellevue eine leere Wiese, deren Funktion nicht eng determiniert ist. Daneben ist das Bellevue primär ein Durchgangsraum für Pendler, die in der Stadt arbeiten. Diese Durchgangsfunktion wird sich mit dem neuen Bahnhof Stadelhofen noch intensivieren.

Herr Paillard, sind Sie zufrieden mit dem Bellevue, einem städtischen Raum, der nicht inszeniert ist?

Paillard: Obschon ich in Zürich geboren bin, habe ich Zürich nicht besonders gerne, weil ich kein Stadtmensch bin. Das Bellevue ist kein städtischer Raum, der Platz müsste vom Ufer getrennt sein. Es wäre aber undenkbar, diese Wiese zu verändern. Ein unterirdisches Parkhaus war einmal in Diskussion.

Der Neubau hätte zum Beispiel als Kopfbau ausgebildet werden können, um eben dem Platz eine städtische Struktur zu verleihen.

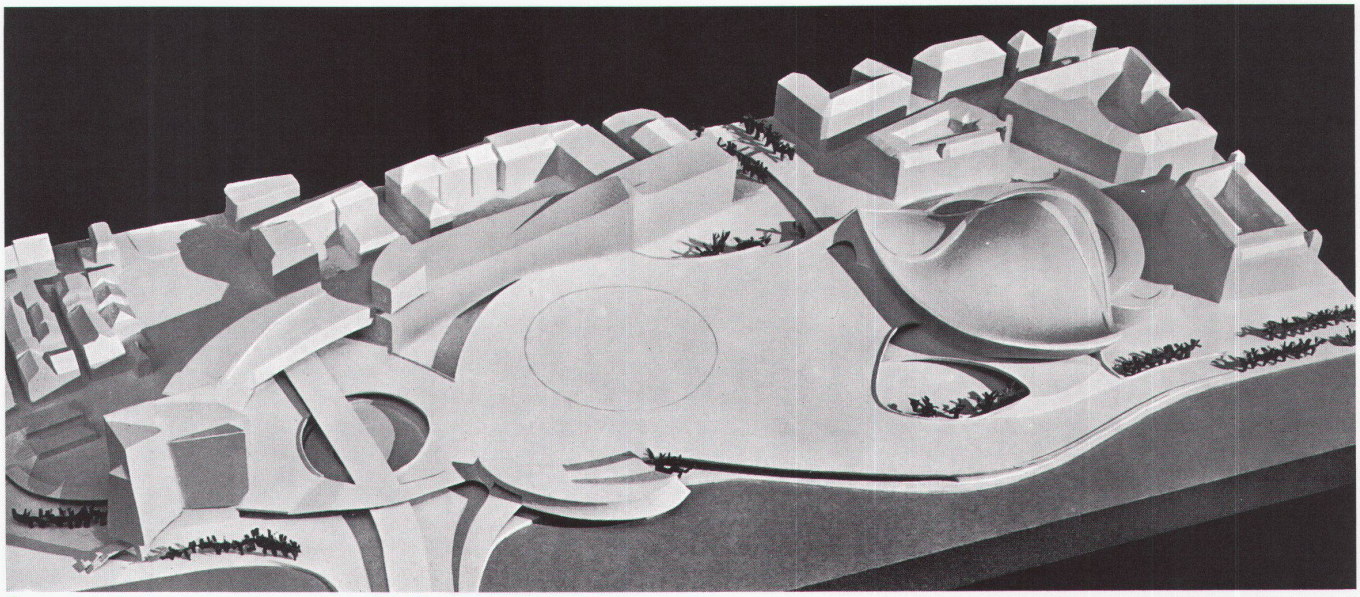
Paillard: Mit dem Opernhaus und den Aussenräumen kann sich die Öffentlichkeit ausdrücken. Bei dem Neubau heute, einem rein technischen Gebäude, ist das nicht möglich. Die Aussenbeziehungen sind da beschränkt. Es ging darum, ein öffentliches Gebäude zu ergänzen mit einem gleich grossen, das nicht öffentlich ist.

Ist das wohl die Legitimation dafür, dass zwei Drittel des Hauses unter dem Boden sind?

Paillard: Wir sind so vorgegangen: Alle Räume, die unbedingt Tageslicht brauchten, sind in den vorgeschriebenen drei Geschossen untergebracht. Alle anderen, die nicht unbedingt oder die keineswegs Tageslicht brauchten, sind unterirdisch.

Mit dieser Argumentation könnte man ja auch alle Kinos und die Warenhäuser unterirdisch legen. Jedenfalls einen grossen Teil der heutigen Nutzungen am Bellevue.

Herr Paillard, hat es Ihnen eigentlich Spass gemacht, das Opernhaus zu renovieren? Sie leben seit 62 Jahren in Zürich. Sie haben Ihr Elternhaus auf dem Zürichberg vor Jahren abgerissen und



4

durch einen neuen, modernen Bau ersetzt. Da ist eine – durchaus mögliche – Haltung dem architektonischen Erbe gegenüber. Wie steht es für denselben Architekten, konfrontiert mit der Aufgabe, öffentliches Erbe, hier das Opernhaus, zu renovieren?

Paillard: Das ist eine Aufgabe, die jeden Architekten reizt. Man muss von Fall zu Fall entscheiden. Bei meinem Elternhaus wusste ich genau, dass es schrecklich, unpraktisch und für meine Bedürfnisse auf immer wertlos ist. Das Opernhaus in Zürich hat sentimentalen Wert, es gehört zu Zürich. Das Verständnis für die Erhaltung war da.

Im Wettbewerb von 1959 war das ganz anders. Dort glaubte man, mit einem Neubau auch nebenbei den Ort städtebaulich zu definieren. Durch die Unterschutzstellung hat nun die Denkmalpflege die städtebauliche Frage auf die Rekonstruktion eines Hauses reduziert. Aber auch mit der Renovation und dem Neubau blieben gewisse kleine, städtebauliche Fragen offen.

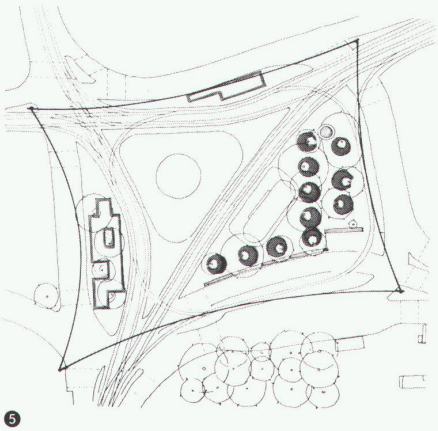
Paillard: 1890, beim Neubau, war man davon ausgegangen, dass auch die Häuserzeile seeseitig gleich hoch wie am Utoquai weitergebaut werden sollte. 1925 kam dann das Esplanade, in Missachtung der ursprünglichen städtischen Konzeption. Die Denkmalpflege hat nun beschlossen, diese Situation beizubehalten.

Hat Sie das gestört, wie hätten Sie ohne Auflagen entworfen? Was wäre Ihr Wunsch-Projekt gewesen?

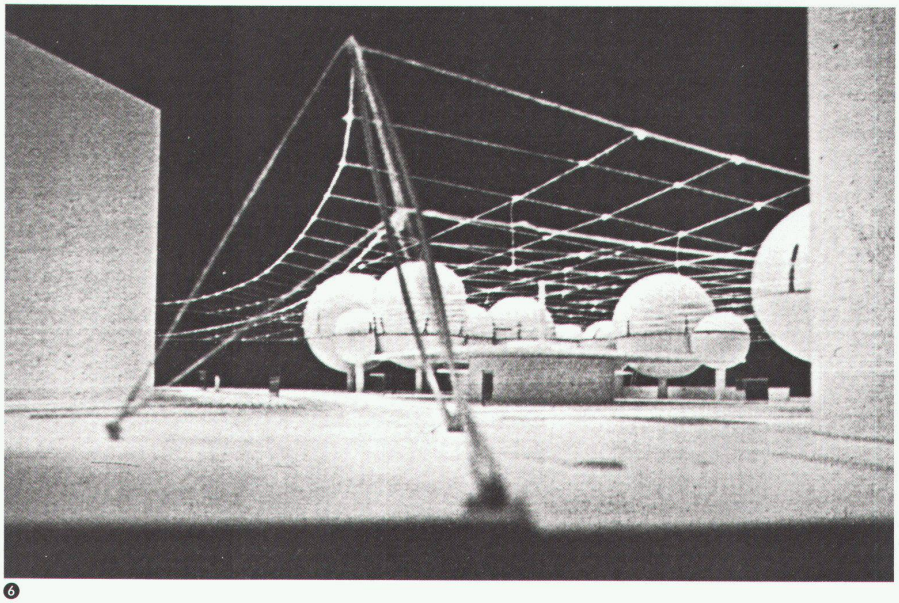
Paillard: Da ich seit 62 Jahren in Zürich lebe, habe ich Verständnis für diese Bedingungen. Man hat sich an den Bruch Utoquai-Esplanade-Volumen gewöhnt. Ausserdem stand im Programm, dass möglichst viel unter die Erde zu plazieren sei.

Anmerkungen: Das Gespräch basiert auf Interviews. Walter M. Förderer hat uns Notizen aus seinem Tagebuch zur Verfügung gestellt. Felix Schwarz und Emil Landolt (er war 1961 Jury-Mitglied anlässlich des Wettbewerbes für ein neues Stadttheater) haben uns auf Fragen im Zusammenhang mit dem erwähnten Wettbewerb aus den 60er Jahren geantwortet. Die zum Teil in der Vergangenheitsform formulierten Antworten haben wir insofern verfälscht, als wir sie in die Gegenwartsform umgeschrieben haben.

5/6
Das letzte Projekt für das Bellevue aus dem Jahre 1985: es sieht vor, die sichtbaren elektrischen Installationen durch eine netzartige Hängekonstruktion zu ersetzen (Projekt: Fred Kauter, Albert Cinelli, Stefan Rotzler, Dani Buchhofer, Jürg Altherr. Im Auftrag des Tiefbauamtes der Stadt Zürich) / Dernier en date. Un projet pour la Place Bellevue datant de 1985: il prévoit de remplacer les installations électriques apparentes par une structure en filet suspendue / The last one. A project for Bellevue Square from 1985: it envisages replacing the visible electrical installations by a net-like suspended construction



5



6